

Barth, Prof. Karl: Der Römerbrief. 2. Auflage in neuer Bearbeitung. (XVII, 523 S.) gr. 8°. München, Chr. Kaifer 1922. Gz. 6.

Der Erfolg, den Barths „Römerbrief“ gehabt hat — daß 3 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage eine neue nötig geworden war —, kann bei einem so umfangreichen und in jedem Betracht hohe Ansprüche stellenden theologischen Werk kein ganz unverdienter sein. In den landläufigen Kommentaren zum Römerbrief, aber wohl ebenso denen zu den anderen biblischen Büchern, ist seit mehreren Generationen über dem gelehrten Detail, der philologischen und historisch-kritischen Einzelarbeit der religiöse Inhalt oft zu kurz gekommen; das Schwerkgewicht schien manchmal der Geschichte der Überlieferung und Auslegung zugeschoben zu sein und begeistertere Liebe, die, selber hingerissen von der Größe des Gegenstandes, auch die Leser hinreißt, verbannt. Barth wollte den Römerbrief als Wort Gottes auslegen, ohne deshalb auf die Hilfsmittel unbefangener Forschung zu verzichten: auch wenn er nur einer Einseitigkeit eine andere gegenüber gesetzt hat, war es eine notwendige Reaktion, deren Fahnenträger er ist. Und seiner zweiten Bearbeitung darf man wiederum nicht abstreiten, daß sie über die erste Vorarbeit, allerdings durchaus in der einseitigen Richtung, die dort eingeschlagen wurde, hinausgewachsen ist. Eine respektable Frucht dreijähriger Arbeit. Fast keine Seite ist unverändert geblieben, vieles Unreife ausgemerzt, noch mehr Neues eingefügt, eine Menge von paulinischen Sätzen wird jetzt anders als im ersten Werk gedeutet. Nicht immer dürfte in der Übersetzung die zweite Auflage das Bessere treffen: 8, 35 „Verlegenheit“ für *στενοχωρία* malt nicht so gut wie „Angst“; 8, 34 ist „der zur Rechten Gottes ist“ jetzt ohne Begründung fortgelassen, 8, 38. 39 wird willkürlich *οὔτε δυνάμεις οὔτε ὑψώματα οὔτε βάραι* zusammenge drückt in „weder Mächte der Höhe noch solche der Tiefe“. Aber die Haltung des Ganzen ist eine einheitliche; provozierende Thesen sind seltener geworden; der Pamphleten-Ton hat dem der hohen Rede

537

KBA 1823 / vgl. KBA 1804

Platz gemacht; trotzdem noch zahllose Wiederholungen der gleichen Gedanken begegnen, ist doch ein Zusammenhang zwischen allen Teilen hergestellt, und man fühlt etwas von Entwicklung. Behutsamer sind auch die Lesefrüchte verteilt, die aus der religiösen Lyrik entnommenen fast völlig verschwunden — als ob der Verf. es um jeden Preis verhindern wollte, daß man sein Werk als in den Bereich der praktischen Auslegung gehörig und als ein Erbauungsbuch bezeichnete. Nein, was hier vorliegt, ist als Literaturwerk ein in die oberste Reihe gehöriges, ein in der Form vollendetes, gedankenschweres Buch, eine sehr stark polemisch gefärbte Verteidigung oder auch Darstellung dessen, was Barth für Religion, für christlichen Glauben hält. Ein ihm sehr wohlwollender Kritiker hat es in Parallele zu Schleiermachers Reden über die Religion oder Ottos: „Das Heilige“ gestellt, denn es wolle auch die Selbständigkeit und Abfoltheit der Religion erweisen. Wenn für solchen Zweck der Kommentar zu einer einzelnen religiösen Urkunde aus ferner Vergangenheit das geeignete Mittel sein sollte, so hätte der Verf. ein Meisterstück geliefert. Leider dürfte genau das Gegenteil zutreffen: nur durch eine Art „vertikalen Wunders“ könnte die Lösung zweier so grundverschiedener Aufgaben gelingen. Denn daß der Römerbrief selbst mit seiner radikalen Gegenüberstellung von Werken und Glauben im Grunde das Gleiche wie Barth wolle, nämlich dem Bewußtsein der Eigenheit und Abfoltheit der Religion in der Sprache Ausdruck schaffen, fügt jener Kritiker doch nur hinzu, um den Abstand zwischen dem neuesten Ausleger und dem Ausgelegten nicht gar zu klaffend erscheinen zu lassen. Was das Buch bietet, ist in Wahrheit, was ein Kommentar zu allerletzt sein darf, eine tendenziöse Darstellung der eigenen Theologie, eine leidenschaftlich zugreifende Erörterung aller Probleme des modernen religiös-sittlichen Lebens — in Anlehnung an die Worte des Römerbriefs; bemerkenswert ist die Kunst, mit der der Verf. seine rein modernen Ideen scheinbar aus den antiken des Paulus heraus „entwickelt“; da er

44

538

meist geistreich bleibt, folgt man ihm vielleicht mit Spannung auf seinen schwindelnden Bahnen, und es kann Genuß schaffen und selbst Gewinn für den, der den wahren Paulus ein wenig begriffen hat, wenn er ihn hier beleuchtet erhält von einer Ferne aus, die nicht anders kann als geheimnisvollfremde Farben aufsprühen. Ich veranschauliche jene Kunst an einem Beispiel von S. 304 (Auslegung Röm. 8, 28: denen, die Gott lieben).

„Liebe zu Gott ist nicht diese oder jene Möglichkeit menschlicher Haltung. Sie kann in unsern Ohren sein, wenn wir das Seufzen der Kreatur vernehmen, und auf unsern Lippen, wenn wir selbst seufzen. Sie kann in unserm Beten sein, aber auch in unserm Nichtbetenkönnen. Sie kann in unsrer Religion sein, aber auch in unsrer Gleichgültigkeit, in unsrer Abneigung, in unsrem Kampf gegen sie. Sie kann auf dem Grunde unsrer größten Leidenschaft wohnen aber auch dem unsrer größten Gelassenheit. Und sie ist doch nie weder dieses noch jenes, sondern der Sinn und die Kraft, die sowohl diese wie jene Möglichkeit menschlicher Haltung von Gott aus und in Beziehung auf Gott bekommen kann. Liebe zu Gott ist die tiefste Sachlichkeit gegenüber der Problematik unsres Lebens. Wenn der Mensch (ob in dieser oder jener Haltung) tatsächlich, existenziell, einmalig, eindeutig, unausweichlich, unrettbar auf die Frage: Wer bin ich? gestoßen ist, dann liebt er Gott. Denn das gegenüberstehende Du, das den Menschen zwingt, sich also von sich selbst zu unterscheiden, ist Gott; und gezwungen, sich selber also gegenüberzutreten, hat der Mensch seine Liebe zu Gott bereits beätigt.“

Reizvoll sind hier paulinische Motive mit Gedanken zusammengeflochten, die so ganz und gar unpaulinisch und unbiblich lauten, dazu an einem Punkte, wo Paulus das Gott-Lieben nicht mit besonderem Ton ausdrückt, am allerwenigsten mit dem Gefühl, daß es einer genaueren Begriffsbestimmung bedürfte. Aber zwingender als mit der nachher folgenden Bezugnahme auf I Cor. 13 setzt hier B. im Sinne des Apostels die Hauptfache durch, daß des Menschen Liebe zu Gott nur als Gottes Werk, als ein unbegreiflicher Weg verstanden wird. Und als paradoxe Illustration zu der Tatsache, daß Gott kein Ding unmöglich ist, lassen wir es uns andächtig gefallen, die von Gott gewirkte Liebe zu ihm auch schon in der Gleichgültigkeit, vollends in der Abneigung gegen ihn prädestiniert zu ahnen: solche Andeutungen machen für die fromme Kontemplation wie für das unerbittliche Durchdenken in der Tat die Texte fruchtbar.

Was Barth's Buch nun aber, gerade wegen dieser eigenartigen Reize anregender, aufrüttelnder, bestürzender Art, m. E. gefährlich macht, ist der Anspruch, den der Verf. erhebt, im Namen des Paulus zu reden. Sein „Wir“ will grundsätzlich von Anfang bis zu Ende als apostolisches Zeugnis, im Grunde als Offenbarungsmerkzeichen genommen sein, selbst bis auf Fälle hinaus wie S. 464 „der reaktionäre Mensch ist uns die kleine Gefahr, sein roter Bruder aber die große“, oder S. 462 „Wer uns im Ganzen nicht versteht, wird es hier — Röm. 12, 21 bis 13, 7 — am allerwenigsten verstehen, warum wir gerade das, warum nicht mehr und warum nicht weniger sagen“. An der letzten Stelle ist denn doch zuviel von dem Ton des Vorworts in den Kommentar eingedrungen; und wieder wie 1919 ist 1922 das Vorwort an Barths Buch das am mindesten Erfreuliche. Diese Mischung von fast perniciöser Empfindlichkeit mit unerhörtem Selbstvertrauen, die uns da begegnet, die Fülle von Selbstempfehlungen, mit denen wir überschüttet werden, muß peinlich wirken; die Mitteilungen über die Faktoren der inneren Entwicklung des Verfs. seit 1919 klingen nach einem zukünftigen Calvin oder Augustin; und wenn er den Auslegern vor und neben ihm — übertreibend! — zubilligt, daß sie festgestellt haben, was bei Paulus dasteht, erhebt er unverkennbar für sich den Anspruch, den Geist des Paulus zu verstehen und die Mauer zwischen ihm und dem Menschen von heut transparent zu machen; freundlichst erkennt er bei Hofmann, J. T. Beck, Godet und Schlatter an, daß sie das Ziel eigentlichen Verstehens und Erklärens — was zwischen Luther, Calvin und Barth keinem gelungen scheint — „wenigstens deutlich angestrebt haben“.

In diesem Pochen auf den Geistesbesitz, das zugleich die Erklärungen der Anderen mit geringschätzigen Gesten

ohne ernsthafte Auseinandersetzung beiseite schiebt, sehe ich die Merkmale einer krankhaften Geistesart. Barth beklagt sich darüber, daß ihm allerlei Ketzerrüte von seinen Kritikern aufgesetzt worden seien: er glaubt doch wohl nicht, daß es geschehen wäre, um ihn bei kirchlichen Kreisen zu diskreditieren? Ich sehe nur, wenn ich hier doch eine pneumatische Exegese antreffe, wie sie schon einmal und mit gleichem Selbstbewußtsein sich auf dem Boden einer ebenfalls aller Geschichte abagenden und ihre Figuren und Werte spekulativ auflösenden Weltanschauung hat durchsetzen wollen, kein Recht zu verschweigen, daß ich, der Psychiker, darin spezifisch gnostisches Wesen erkenne. Wie ich diese Zeilen nicht für Barth schreibe, und von ihm auch nicht verlange, daß er sich um die Einrede der geistig so tief unter ihm Stehenden kümmere, so fühle ich mich um der Wahrhaftigkeit willen verpflichtet, eine Vergewaltigung heiliger Urkunden, gerade wenn sie mit imponanter Kraft und getragen von einer breiten und wichtigen Strömung in der Welt der modernen „Frommen“, vorgenommen wird, nicht mit Schimpfworten, aber unter dem m. E. zutreffenden Namen zu bekämpfen.

Gewiß lassen sich die letzten Fragen der Religion nicht mit logischen Beweisen erledigen, gewiß macht gerade langjährige exegetische Arbeit an Texten von solcher Tiefe wie die Paulusbriefe es sind, mißtrauisch gegen das eigene Auge; oft genug bringt man es nur zu einem Gefühl des Wahrcheinlicheren und wird immer wieder bereit sein, auch ganz neue Auslegungen ernsthafte Prüfung zu unterziehen. Aber den Versuch, von dem, was „da zu stehen“ scheint, zu dem hindurchzudringen, was der Schreibende hat sagen wollen und weiter zu den letzten überirdischen Kräften, die in seiner Seele schöpferisch wirkten, den wird echte Wissenschaft immer mit denselben Mitteln unternehmen müssen, mit denen sie an den Buchstaben herangelangt; und wehe der theologischen Generation, die ein Bibelbuch nicht mehr selbst studieren zu müssen glaubt, weil der Geist ja nun die authentische Interpretation gegeben hat.

Man verstehe dies nicht nur zu Ungunsten Barths. Er verrät in der neuen Bearbeitung häufiger als vordem, daß er mit anderen Auslegungen innerlich Fühlung genommen hat, er deutet durch eine Wendung etwa an, was ihn zu seiner Wahl unter mehreren möglichen Fassungen bestimmt; er läßt sogar durchblicken, daß Paulus stellenweise Zwecke verfolgte, die mit unseren religiösen Bedürfnissen nichts mehr zu tun haben. Aber er führt den Leser nicht auf das Arbeitsfeld, und statt ihn zum Selberzusehen anzuleiten, gewöhnt er ihn, diesem neuesten Kommentator gläubig seine Inspirationen als ewige Werte abzunehmen. Wo er ausnahmsweise — stillwidrig! — S. 306 in der Anmerkung seine Lesart für 9, 5  $\omega\nu \delta \epsilon\pi\iota \pi\acute{\alpha}\nu\tau\omega\nu \theta\epsilon\omicron\varsigma$  statt  $\delta \omega\nu \epsilon. \pi. \theta.$  erst noch rechtfertigt, da zeigt er wohl gesundes Empfinden für die Unmöglichkeit, daß von Paulus jemals Christus als der „über allem herrschende Gott“ bezeichnet worden sei. Aber daß Paulus hier den Juden auch noch den Besitz des höchsten Gottes zugesprochen haben soll, verteidigt er mit Argumenten, die ich lediglich advokatorisch nennen muß. Der andere Text soll Barth zufolge eine seltsame Lücke aufweisen: gerade die entscheidende und zusammenfassende Prärogative Israels würde Paulus, wenn er v. 5 nicht Gott selber nannte, fortgelassen haben. — Ist dieser Besitz nicht aber in v. 4 durch den der Sohnschaft und der (göttlichen) Herrlichkeit aufs Beste herausgehoben? Wie kann Israel „Gottes Sohn“ heißen ohne ihn, sogar als Vater, zu besitzen? Und den Hinweis auf 3, 29, wonach Gott nicht der Juden, sondern auch der Heiden Gott sei, weist B. dadurch zurück, daß er die These 3, 29 nicht als dogmatische Position, sondern nur als Ergebnis eines dialektischen Vorstoßes (!) gelten lassen will. Andernfalls, sagt er, hätte der Apostel auch „mehr oder weniger genau genommen“ die übrigen Prärogativen Israels nicht namhaft machen dürfen, die  $\nu\iota\omicron\theta\epsilon\omicron\iota\alpha$  nicht wegen 8, 14, die  $\nu\omicron\mu\omicron\theta\epsilon\omicron\iota\alpha$  nicht wegen 2, 14f., die  $\epsilon\theta\epsilon\alpha$

nicht wegen 3, 23, die *ἐπαγγελίαι* und die *πατέρες* nicht wegen 4, 16! Daß Paulus Röm. 9, 4, 5 eine Reihe von geschichtlichen Tatsachen aufzählt, die innerhalb ihres geschichtlichen Rahmens unangreifbare Vorrechte darstellen, wird auch B. nicht völlig leugnen. Daß man dem Paulus Widersprüche auch gegen 3, 29 im Notfall zutrauen dürfte, bestritte ich wiederum nicht. Aber sollte Paulus die Frage 3, 29 wirklich nur für die Zeit nach Christus gestellt haben und bewußt behaupten, daß bis i. n. Chr. Gott nur Besitz der Juden gewesen ist? Folgt etwas derartiges daraus, daß er Eph. 2, 12 die Heiden *ἄθεοι ἐν τῷ κόσμῳ* nennt? Ist Gott in der Heidenwelt darum nicht, weil die Heiden nichts von ihm sehen? Das nachschleppende „gepriesen in Ewigkeit“ belastet die Konjektur obendrein, aber viel mehr bedeutet die Unmöglichkeit, daß Paulus den Besitz des Messias, der nach unfer aller Empfinden die letzte Auszeichnung Israels gewesen ist, durch ein „nach dem Fleisch“ einschränkt, den Besitz des viel Größeren aber gleich darauf uneingeschränkt stipulieren soll.

Der Raum gestattet nur noch, zur Entscheidung der Hauptfrage, ob Barth den Paulus richtig versteht, den Blick auf seine Definitionen der religiösen Grundbegriffe bei Paulus zu lenken. Was ist Fleisch? „Unqualifizierte und endgültig unqualifizierbare Weltlichkeit. Fleisch heißt beziehungslose Relativität, Nichtigkeit, Nonsens“. Was ist Glaube? Unter zahlreichen Definitionen z. B. „der Respekt vor dem göttlichen Inkognito . . . die Bejahung des göttlichen Nein! in Christus“ oder: „die Ehrfurcht, die sich dieses Nein gefallen läßt, der Wille zum Hohraum, das bewegte Verharren in der Negation“ oder: „daß der Mensch das Nein Gottes, weil es das Nein Gottes ist, als Ja hört und versteht, das ist sein Glaube“. (An das fortgesetzte Spiel mit der Doppelbedeutung der *πίστις*: Treue und Glauben gewöhnt man sich ja allmählig). Was ist der Erweis der Gerechtigkeit Gottes in Christi Blut Röm. 3, 26? „Wir sind durch ihn in den Stand gesetzt, die Geschichte („die früher geschehenen Sünden“) von Gott aus zu sehen, im Lichte seiner alles aufhebenden Barmherzigkeit. Wir wissen durch ihn, was diese Barmherzigkeit bedeutet: das Ende und den neuen Anfang aller Dinge . . . Er ist gerecht und er erklärt gerecht, wo der Sprung ins Leere gewagt wird“. Aber bezeichnender noch als solche Definitionen sind die immer wiederkehrenden Hinweise auf die Zeitlosigkeit der paulinischen Begriffe: Adam keine Gestalt der Geschichte, das Gesetz nicht die einmalig für Israel gegebene Offenbarung von Gottes Willen, die darum für uns Heutige keinesfalls mehr so wie für Paulus ein Problem schaffen kann, selbst Jesus wird zweifelhaft: „Auferstehung als fremde Geschichte neben den andern Geschichten wäre nicht Auferstehung, denn was sollte dann auferstehen? Voraussetzung, die sich nicht bewährte und erfüllte an allem Gegebenen, wäre nicht letzte Voraussetzung. Und das Paradox, das sich als ein besonderes Geschehen an das gewohnte seelische Geschehen angeschlossen wäre eben darum nicht Paradox“. Oder anderswo: „Immer und überall war Vergebung der Sünden, immer und überall war über Menschen das Wunder des Reichtums göttlicher Güte . . . immer und überall sind Menschen an Gott krank gewesen und gesund geworden. Durch Jesus aber haben wir die Augen bekommen, zu sehen, daß es so ist“. Der Kultus des Paradoxen, des Ja im Nein, des unanschaulichen Anschaulichen, usw. mag dem modernen Religionsphilosophen hoch angerechnet werden, der für seine Zeit eine neue Sprache, allerdings eine den Ungeweihten äußerst schwer verständliche, erfindet, aber dem Paulus ist er noch fremder als selbst Barths Gott dem Menschen. Paulus' Heilsgewißheit, seine Sicherheit, Frieden mit Gott zu haben und in der von Gott geschenkten Gerechtigkeit den einigen Trost im Leben und im Sterben zu hegen, mutet wie der gerade Gegensatz an gegen die vibrierende Aufgeregtheit der Barth'schen Konstruktionen, an denen sich Hirn und Herz gleich sehr

zermartern. Den Vorwurf, daß es auch diesem neuen Religionsstifter nicht bloß an der Natürlichkeit der Rede, sondern oft an der Klarheit des Gedankens, — nicht auch an der Folgerichtigkeit trotz aller Radikalismen? — fehle, will ich nicht erheben, weil ich nicht über Barths eigene Theologie zu urteilen berufen bin. Aber, daß Barths Versuch, den Paulus mit Beschlag zu belegen für eine Weltanschauung, die schon seinem naiven Schrift- (und dadurch in gewissem Sinn doch wieder Buchstaben-) glauben ins Gesicht schlägt, der Hybris eines Pneumatikers entspringt und nicht aus nüchterner Wissenschaft, ist das letzte Wort, das ich über einen Römerbrief Barths sagen werde.

Marburg.

Ad. Jülicher.